

# Notizen aus dem Stadt-Archiv

Beiträge zur Rüdesheimer Stadtgeschichte,  
herausgegeben von Stadtarchivar Rolf Götttert

©Alle Veröffentlichungsrechte sind dem Stadt-Archiv Rüdesheim am Rhein vorbehalten

35.

## In Frieden ruhen

Die Chroniken der Rüdesheimer Brunnen-Nachbarschaften ermahnten 1607 in einem schlichten Satz: „Stirbt einer aus der Nachbarschaft, so soll jeder Nachbar bei dessen Beerdigung hilfreiche Hand leisten...“. Man starb also einst meist daheim im eigenen Bett, getröstet von seinen Nächsten. Der Verstorbene ruhte solange im Trauerhause, bis die Nachbarn sein Grab geschaufelt hatten und dann den Sarg durch die Stadt auf den Kirchhof trugen.

In Rüdesheim lagen damals die Gräber rings um die katholische Pfarrkirche und nicht umsonst sagte ein mundartliches Sprichwort: „Der bringt mich mit sei'm Geschwätz noch uff de Kerchhof!“ Die Beisetzungen erfolgten nach altem Ritual: Der Verstorbene mußte stets mit den Füßen zuerst aus dem Trauerhause getragen werden, sonst kehre seine Seele ruhelos wieder ins Haus zurück. Todesanzeigen in Zeitungen waren vor 1870 noch nicht üblich. Wenn es die Verhältnisse der Hinterbliebenen erlaubten, wurde für die Trauergemeinde nach der Beerdigung ein „Flenn-Essen“ ausgerichtet, das manchmal solche Ausmaße annahm, daß die Behörden gegen derlei Gelage wetterten. - Krankenpflege und Sterbehilfe waren einst also unausweichlicher Bestandteil des Familienlebens, zumal, wenn man bedenkt, daß noch vor hundert Jahren fast jedes vierte Kind an Epidemien starb.

Mit der Zeit wurde die Begräbnisstätte um die Rüdesheimer Kirche zu eng, selbst wenn man die Gräber frühzeitig räumte und die Gebeine in dem Beinhaus oder Karner, der vor der Südseite der Kirche lag, unterbrachte. So beschloß 1826 der Rüdesheimer Gemeinderat, vor der Stadt einen neuen Friedhof anzulegen, den heutigen Adolf-Kohl-Platz erinnert. Hier wurden Acker- und Gartengrundstücke angekauft, 1844 um weitere Parzellen erweitert und mit einer festen Mauer umgeben. Hier stand bereits seit 1758 ein Kreuz mit der büßenden Maria Magdalena, das Johannes Kratz für seine verstorbene Frau gestiftet hatte und das dann von seinem Sohn dem neuen Friedhof geschenkt wurde. Am Kirchweihstage 1826 zog eine große Prozession mit Pfarrer Benzing aus, um den neuen Friedhof einzusegnen. Der Volksmund nannte ihn den „Leonhardsfriedhof“, weil hier als erster der 7ljährige Leonhard Oho beigesetzt wurde. (Die letzte Beisetzung an der Kirche galt Maria Josepha Jett. Danach wurde der Kirchhof bald eingeebnet und zu einer Anlage mit Kugelakazien umgestaltet, die schließlich 1900 einer Verbreiterung der Kirchstraße und einer Erweiterung des Kirchenschiffs zum Opfer fiel).

Mit der Einrichtung des neuen Friedhofes übernahm die Zivilgemeinde die Verantwortung für ein geordnetes Bestattungswesen. Da das Zusammenwirken der alten Nachbarschaften nicht mehr funktionierte, stellte die Gemeinde einen Totengräber an; ferner einen Leichenbeschauer, der die Aufgabe hatte, mit einfachen Mitteln den eingetretenen Tod festzustellen. Da man aber dessen Diagnose nicht immer traute, wuchs die Angst, scheinot beerdigt zu werden. Deshalb durfte die Beisetzung frühestens 48 Stunden nach dem Eintritt des Todes erfolgen.

Der weite Weg zum neuen Friedhof machte das Sargtragen vom Trauerhause schwer, und so erwarben die Gemeindeväter 1877 einen Totenwagen, mundartlich „Dhurewaa“ genannt, der

erstmal bei der Überführung einer jüdischen Leiche zum Einsatz kam. Jüdische Beisetzungen hatten ihre eigenen Regeln, z.B. soll die Beisetzung möglichst bald nach dem Ableben erfolgen. Bis 1812 ist noch eine kurmainzische Extrasteuer für Judenbegräbnisse ausgewiesen, die aber praktisch nicht mehr erhoben wurde. Damals lag der nächste Judenfriedhof in Mainz, später setzte man die Juden auf dem „Judensand“ bei Hallgarten bei. Erst 1890 richteten die Rüdesheimer und Geisenheimer Israelitischen Gemeinden neben dem heutigen Rüdesheimer Friedhof ihre eigene Grabstelle ein, auf der die letzte Beisetzung 1942 erfolgte. Auf diesem heute noch bestehenden Judenfriedhof gelten ebenfalls eigene Traditionen: Die Grabstätten sollen tunlichst ungestört bleiben; selbst wenn ein Grabstein umfällt, wird dieser nicht mehr aufgerichtet. Ferner ist es nicht üblich, dort Blumen oder Kränze niederzulegen. Vielmehr legen Besucher einen kleinen Stein auf dem Grabstein nieder, eine alte Sitte aus biblischer Zeit, um die Gräber in der Wüste vor Grabräubern und hungrigem Getier zu schützen.

1886 war durch die ständig wachsende Bevölkerung auch das Volumen des christlichen Leonhards-Friedhofes erschöpft und die Gemeinde erwarb ein neues Friedhofsgelände an der östlichen Stadtgrenze, das 1895 noch erweitert wurde und bis auf den heutigen Tag ausreicht. Mit preußischer Gründlichkeit wurde eine neue Friedhofsordnung erlassen: eine Trauerhalle wurde errichtet, wofür man Werksteine vom ehemaligen Eichamt auf dem Marktplatz verwandte. Jetzt war auch endlich Platz für die Aufbahrung unbekannter Wasserleichen (die man bislang in die Kapelle des Brömserhofes gelegt hatte) und für Selbstmörder (die merkwürdigerweise oft den Niederwald als Platz ihres Hinscheidens wählten). Genau geregelt war jetzt auch der Ablauf der Bestattungen: amtliche „Leichenbitter“ (stets die Küster der Kirchengemeinden) besorgten die Trauerformalitäten.

Ein Fuhrunternehmer hatte den Totenwagen und die Kutsche für den Geistlichen zu betreuen; Sargträger (im Volksmund schlicht „Werchengel“ = Würgeengel genannt) wurden bestellt und seit 1926 mit angemessener Dienstkleidung (Gehrock und Zweispitz) ausgestattet. Der Friedhofswärter, zugleich Totengräber, hatte seine Dienstwohnung neben der Leichenhalle. In seinem umfangreichen Dienstvertrag wurde ihm u.a. aus Gründen des Aberglaubens das Halten einer Katze untersagt. Ferner hatte er, sofern gewünscht, die Totenwache bei den aufgebahrten Leichen zu versehen. Die Angst vor dem Scheintod war noch immer nicht geschwunden und jeder Leiche wurde eine Klingelschnur an die Hand zu binden, die zur Wohnung des Friedhofswärters führte. Sofern der Tod noch nicht eindeutig eingetreten war, mußte die Leichenkammer beleuchtet und temperiert werden. Die alten Akten verzeichneten jedoch nicht einen Fall des Scheintodes oder der Wiederauferstehung.

Der neue Friedhof wurde am 1.11.1887 eingeweiht und schon am 5.11.1887 wurde hier als erster der Rüdesheimer Zuckerbäcker Heinrich Höhn beigesetzt. Ein neues Friedhofskreuz sollte erstellt werden, doch hatte die Gemeinde hierfür keine Mittel. Erst eine Spendenaktion der katholischen Kirchengemeinde ermöglichte die Aufstellung dieses Kreuzes, das der Bildhauer Josef Grünwald, Mainz geschaffen hatte.

Mit wachsendem Wohlstand wurde die einstmal schlichte Trauerfeier zu einem „Pomp fun`ebre“, lt. Friedhofsordnung eingeteilt in drei Klassen: In der vornehmsten 1. Klasse war der Totenwagen mit vergoldeten Rädern versehen, die verhüllten Pferde trugen Federbüschel auf den Köpfen. Der Sarg war reich mit aufgenagelten Kränzen geschmückt. Bei der II. Klasse fehlten Goldzierat und Büschel, der Sarg hatte weniger Rüschen. Und bei der III. Klasse wurden die Vorhänge des Totenwagens zugezogen, um die Schlichtheit des Sarges zu verbergen.

1922 wurden Soldaten, die im 1. Weltkrieg gefallen waren, auf einen gesonderten Ehrenfriedhof umgebettet, darunter auch ein russischer Kriegsgefangener namens Karamsow. Fortan veranstaltete dort die Gemeinde am Allerheiligentage Heldengedenkfeiern, an denen neben der Feuerwehrkapelle auch die drei Rüdesheimer Gesangvereine mitwirkten. Da Letztere sich 1927 nicht auf einen gemeinsamen Choral einigen konnten, kam es eine zeitlang zu einem Sängerkrieg, den der Bürgermeister nur mit Mühe beenden konnte. Die alten Gräber am heutigen Adolf-Kohl-Platz wurden zur Anlage umgestaltet, die letzten Gebeine grub man 1940 beim Bau eines Luftschutzbunkers aus und überführte sie auf den heutigen Friedhof.

So traurig es ist, vom Tode zu berichten, so lösten bei Trauerfeiern manchmal unfreiwillige Situationen ein Lachen aus, z.B. als ein Trauergast wegen seiner Korpulenz in der Kutsche feststeckte und mit abgerissenen Knöpfen und verrutschtem Hut durch die enge Kutschentür gezerrt werden mußte. Ein anderes Mal war es ein Bürger, der seinem Alterskameraden am Grab die letzten Grußworte sagen sollte. Vorsorglich hatte er das Konzept seiner Rede in seinen Zylinder geklemmt. Als er am Grabe stand, schaute er verdutzt in den leeren Zylinder und konnte nur sinnlose Worte stammeln, während der Spickzettel auf seinem schütterten Scheitel ruhte und angesichts einer gebannt starrenden Trauergemeinde von einem Windhauch ins Grab geweht wurde. So hatte es der Hingeschiedene schriftlich. - Es sind die schlechtesten Trauerfeiern nicht, die von einem Lächeln begleitet sind.

Rolf Göttert